

Stunden der Sorge und Angst durchwachte Frau Reichardt; denn schlimme Ahnungen erfüllten ihr Herz, zumal da Stunde auf Stunde verrann und Heinrich nicht kam.

Endlich hörte sie seine Tritte auf der Stiege.

„Ich will thun, als ob ich schlief“, sagte sie, wobei sie die Augen halb schloß.

Seit Heinrichs Weggange hatte Marie nicht mehr gerufen: „mich hungert!“ Sie und August schlummerten ruhig und sanft.

Heinrich trat ein. Er beugte sich über das Bett der Mutter, dann über das der Geschwister.

„Sie brauchen sich meiner nicht zu schämen — gottlob, gottlob, ich habe die Versuchung überwunden! Doch knapp ging es am Abgrunde hin. Und nun komme, was will!“ flüsterte er leise und es lag dabei wie himmlische Verklärung auf seinem bleichen Antlitz.

Da schlug Frau Reichardt die Augen auf und gab sich den Anschein, als ob sie eben erwache. Sie atmete tief auf. Des Sohnes Mienen waren nicht die eines Menschen, der soeben seine Hand und sein Gewissen mit einer bösen That besudelte.

„Komm, setz' dich zu mir, Heinrich“, sagte sie in liebe reichem Ton. „Ich sehe es dir an den Augen ab, daß du gern noch ein wenig mit mir plaudern und mir erzählen möchtest, wo du so lange bleibst.“

Da sank Heinrich weinend am Bette der Kranken nieder und bedeckte ihre Hand mit Küssen.

„Du, Mutter, hast es verhütet, daß ich hinabstürzte in den tiefen Abgrund, an dem ich stand!“ sagte er leise.

„Drum geh' nur stets auf Gottes Wegen
Und bleibe deiner Pflicht getreu,
Und hoff' auf ihn; dann wird sein Segen
Und seine Guld dir täglich neu.
Denn wer mit ganzer Zuversicht
Auf ihn hofft, den verläßt er nicht.“

So wiederholte Frau Reichardt unter Thränen den schönen Vers, während sie mit ihrer abgekehrten Hand die feuchten Wangen des Sohnes streichelte. „Und sieh“, fuhr sie dann fort, „er hat uns auch nicht verlassen, der treue Gott. Als du gegangen warst, kam eine wohlthätige Nachbarin und brachte uns ein Schüßelchen guter